

Gabriele Werner

Unsere »soziale Befindlichkeit« kann nicht »salonfähig« werden. Überlegungen entlang der Berichterstattungen über die III. Kunsthistorikerinnen-Tagung in Wien 1986.

Wenn nun schon zum dritten Mal die Kunsthistorikerinnen-Tagung in Wien Thema eines Artikels ist, mag es vielleicht etwas zu opulent erscheinen, daß allmählich schon kalt Gewordenes oder längst Genossenes nochmals aufgetischt wird. Deshalb soll es auch nicht mehr Ziel dieses Artikels sein, minuziös die einzelnen Gänge – sprich Vorträge – oder deren Abfolge zu beschreiben. Ausgehend von der Art und Weise *wie* über Wien informiert wurde und *was* an der Tagung kritisiert wurde, geht es mir vor allem um die Problematisierung jener in den Berichten formulierten Standpunkte, die zu dem Stellenwert feministischer Kunstwissenschaft eingenommen werden können (vgl. kritische berichte 1 und 2/1987). Trotz aller notwendigen Differenzierungen der Qualitäten verfolgen beide Kritiken die gleiche eigentümliche Politik: mitteilenswerte wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten haben für die Autorinnen nicht stattgefunden. Allenfalls »blitzt« mal was, »entpuppt« sich oder wurde »heiß«. Zu dem ersten Artikel von Helga Scirie ist anzumerken, daß sie zwar die Diskussionen erwähnt, diese aber undokumentiert läßt. In dem zweiten Bericht der Marburger Studentinnen werden wichtige Methodendiskussionen und politische Auseinandersetzungen nach den Vorträgen z.B. von Möbius, Schade, Wenk, Held, Kämpf-Janzen, Kassay, Hammer-Tugendhat bagatellisiert oder bleiben unbeachtet. So werden den Leserinnen zwei Möglichkeiten zur Einschätzung der Tagung angeboten. Entweder sie glauben nach der Kritik von Helga Scirie, daß feministische Kunsthistorikerinnen selbstverständlich wissenschaftliche und politische Eigenpositionierungen reflektieren, oder sie folgen dem zweiten Bericht, der Glauben machen will, daß übergreifende Themendiskussionen auch wegen »Einigkeit« unterbleiben, stattdessen die üblichen Querelen zwischen schüchternen Studentinnen im Publikum und den Etablierten mit ihren »polierten Schauvorträgen« laufen würden. Summa summarum entsteht der Eindruck, als sei die Tagung in Wien ein mehr oder minder harmonisches Festbankett gewesen, mit lehrreichen Tischreden. Oder?

Offenbar gibt es doch Konflikte, nur verblassen diese hinter einer solide-vorsichtigen Berichterstattung oder kommen in den Windungen rund um ein wortgewaltiges Zitat nicht so recht zur Sprache. Auch der Wortlaut der Einleitung zum Artikel von Helga Scirie läßt diese Konflikte erahnen. Zwar sind die Verfasserinnen vorsichtiger in der Konstruktion von Polaritäten und Demarkationslinien, aber sie werden trotzdem aufgebaut: zwischen der Gruppe der »Älteren« und derjenigen der »Jüngeren«, zwischen den Analytikerinnen und den Radikalen, zwischen sozial und beruflich unterschiedlich situierten Kunsthistorikerinnen.

M.E. liegt der Kern dieser Konflikte in der Frage danach, ob feministische Kunstwissenschaft etabliert ist oder etabliert werden will, in einem von Männern dominierten und von patriarchalen Strukturen geprägten Wissenschaftsbetrieb.

Drei mögliche Standpunkte, die zu dieser Frage eingenommen werden können, sind in den Berichten benannt. Helga Scirie schreibt, daß in Wien: »... ent-

schiedener als auf den anderen kunsthistorischen Kongressen der Wirkungszusammenhang zwischen der sozialen Befindlichkeit der Forschenden und ihrer Wahl von Gegenstand und Methode reflektiert und praktiziert worden ...« sei.

Demgegenüber wird von den Marburgerinnen behauptet, »... daß feministische Kunstwissenschaft salonfähig geworden ist.« Für mich wird in dieser Feststellung eine konträre Position deutlich, denn zu fragen wäre an dieser Stelle, ob die »soziale Befindlichkeit« von Frauen, allemal von Feministinnen, dazu führen kann, daß ihre Arbeiten für den herrschenden Wissenschaftsbetrieb geeignet sind, daß sie manierlich und schicklich sind? Nichts anderes bedeutet doch wohl »salonfähig«. Der dritte mögliche Standpunkt wird in der Einleitung zum ersten Bericht angedeutet. Es wäre derjenige der im Salon etablierten Außenseiterin: ein wahrlich paradoxer Pas des deux.

Die feministischen Kunstwissenschaftlerinnen Rozsika Parker und Griselda Pollock haben in ihrer Untersuchung: »Old Mistresses – Woman, Art and Ideology« (London 1981) auf die Probleme hingewiesen, die aus einem Standpunkt resultieren, von dem aus Frauengeschichte lediglich gesehen wird als ein Kampf gegen große Benachteiligung. Benachteiligungen, die immer damit zusammenhängen, daß Frauen aus irgendetwas ausgeschlossen waren und sind – sei es aus dem öffentlich-gesellschaftlichen Leben, aus politischen Entscheidungsgremien, sei es aus künstlerischen und wissenschaftlichen Akademien oder aus Führungspositionen. Eine Politik, die auf dieser Grundlage geführt würde, führe immer in eine Falle, da jede Forderung um Aufnahme unabsichtlich männliche Standards und Normen wiederholt, denn es ginge vorrangig darum, zu beweisen, daß Frauen dem Establishment entsprechen können. Frauengeschichte so zu betrachten, würde auch bedeuten, daß Frauen sich selbst separieren, sich als außerhalb eines historischen Prozesses betrachten. Die Inbesitznahme der Außenseiterinnenposition im Wissenschaftsbetrieb ist eine ebensolche Falle, da aus der Not eine Tugend gemacht wird, das System aber unangefochten in Ruhe gelassen wird. Vollends unglaublich wird diese Politik dann, wenn auf der einen Seite der Status des Außerhalb-seins »bejubelt« wird, auf der anderen Seite aber die Forderung erhoben wird, daß mehr Frauen auf qualifizierte Stellen in den Institutionen berufen werden müssen, diese Frauen dann aber gepeinigt werden mit Vorwürfen im Sinne von »Eliteabgrenzung«. Parker/Pollock bestehen mit Nachdruck darauf, daß Frauen nicht Ausgeschlossene, sondern Integrierte sind; notwendige Konstituenten patriarchaler Systeme. Gerade die Wechselbäder von Anerkennung und Ausgrenzung, von Unterdrückung und Idolisierung waren und sind notwendig zur Etablierung und Konsolidierung des Androzentrismus. In diesem Sinne sind Frauen schon immer in ganz besonderer Weise »salonfähig« gemacht worden. Diese Erkenntnis kann nur mehr darin münden, daß wir uns kritischer mit den vielfältigen Formen unserer *Teilhabe* auseinandersetzen. Stellen wir uns in diesem Zusammenhang erneut die Frage nach der »sozialen Befindlichkeit«, d.h. nehmen wir einen politischen Standpunkt zu unserem spezifischen gesellschaftlichen Sein als Frauen ein, so werden wir nicht mehr umhin können, differenziert unsere *aktive* Teilhabe zu analysieren und Verortungen zu überdenken.

Die Frauenbewegung ist eine soziale Bewegung, die wenngleich innerhalb bestehender Ordnungen handelnd, so doch auf *Veränderungen* dieser Ordnungen hinwirkt und ja auch schon Veränderungen bewirkt hat. Für feministische Forschungen gilt dies ebenso. Ein Selbstverständnis, daß patriarchale Strukturen insgesamt ablehnend bekämpft, verweigert sich allerdings automatisch jeder Form des

Salonfähigseins. Deshalb sei den Marburgerinnen Dank, wenn sie mit ihrem Zynismus den Trugschluß aufzudecken helfen, konsequente feministische Forschung, die sich weiterentwickelt, könne sich in einer patriarchal definierten Kunstwissenschaft überhaupt etablieren. Allenfalls werden bestimmte Untersuchungsbereiche, die sich vielleicht unter den Begriff »Frauenthemen« subsumieren lassen, als *Spezialgebiete* zugestanden – und diese sind bisweilen durchaus systemimmanent, weil sie nicht weh tun und wenig bewirken. Was nützen uns – um nur ein Beispiel zu nennen – unendliche Kolonnen wiederentdeckter Künstlerinnen, wenn wir mit ihnen nichts anderes anzufangen wissen, als sie dem arrivierten Geniekult anheimzugeben, diese Ideologie jedoch nie in Frage stellen? Unsere Interventionsmöglichkeiten ergeben sich m.E. dort, wo wir *alle* Bereiche der Kunstwissenschaft sondieren und in der feministischen Forschung Methoden entwickeln, die über frauenspezifische Themen hinaus Gültigkeit haben. Insofern nämlich, als mit diesen Methoden nicht nur neue Themen entdeckt werden, sondern auch »alte« Themen unter neuer Perspektive neu zu bearbeiten sind.

Wenn wir über zukünftige Tagungsformen diskutieren, sollten wir uns nicht selbst durch entweder-oder Alternativen beschränken. Anstelle von (wie bisher) großen Kongressen öfter kleinere zu veranstalten (wie es von den Marburgerinnen angeregt wird) birgt die Gefahr in sich, daß Spezialprobleme immer noch notwendige Grundsatzdiskussionen verdrängen. Wir nähmen uns die Chance, die Vielfalt unserer Meinungen zu dokumentieren und zu nutzen. Große Kongresse müssen ja kleine nicht ausschließen, aber wir werden sicherlich bei wachsender Teilnehmerinnenzahl noch einige Experimente bezüglich der Tagungsformen bedürfen. Die Berliner Tagung mit ihren Plena und Arbeitsgruppensitzungen ist eines, und nach der Tagung werden wir wohl wieder ein bißchen schlauer sein, was wie machbar ist und was nicht.

Zu den Formen der Repräsentation der Frauenbewegung in der Kunstwissenschaft gehören auch mögliche Sektionengründungen. Dabei wäre es zu wenig, nur über die Frage nachzudenken, ob Frauensektionen gegründet werden sollen. Jede Zugehörigkeitserklärung zu einem Verein oder Verband ist auch eine politische Standortbestimmung, deshalb sollten wir darüber verhandeln, *was wir mit einer Sektion erreichen wollen*, wofür wir sie politisch *nutzen* wollen. Auch hier lauert die Gefahr, daß wir uns selbst »salonfähig« machen, indem wir uns Nischen bauen, die nicht nur uns selbst beruhigen, sondern auch all diejenigen, die lieber einen eingegrenzten und damit handhabbaren Unruheherd sähen. Aber vielleicht haben heimelige Unruheherde, auf denen sich nur Standardgerichte kochen lassen, ausgedient und könnten auf den Sperrmüll getragen werden?